Zeitschrift für deutsche Philologie

116. Band 1997

Erscheinungsweise:

vierteljährlich

Herausgegeben von

WERNER BESCH,
NORBERT OELLERS,
URSULA PETERS,
HARTMUT STEINECKE
UND HELMUT TERVOOREN

Redaktion
Ältere Germanistik und Sprachwissenschaft (Hefte 1 und 3):

PROF. DR. WERNER BESCH
Hobsweg 64 · D-53125 Bonn

PROF. DR. URSULA PETERS
Institut für deutsche Sprache
und Literatur
Universität zu Köln
Albertus-Magnus-Platz · D-50923 Köln

PROF. DR. HELMUT TERVOOREN
DR. SUSANNE FRITSCH-STAAR
(Redaktionelle Mitarbeiterin)
FB 3 – Germanistik
Universität-GH Duisburg
Lotharstr. 65 · D-47057 Duisburg

Redaktion
Neuere Literaturwissenschaft
(Hefte 2 und 4):

PROF. DR. NORBERT OELLERS
Germanistisches Seminar
Universität Bonn
Am Hof 1 D · D-53113 Bonn

PROF. DR. HARTMUT STEINECKE
DR. FRITZ WAHRENBURG
(Redaktioneller Mitarbeiter)
FB 3 – Germanistik
Universität-GH Paderborn
Warburger Str. 100
D-33098 Paderborn

Verlag:

Erich Schmidt Verlag GmbH & Co.
Berlin · Bielefeld · München
Genthiner Str. 30 G
D-10785 Berlin-Tiergarten
Telefon: 030 / 25 00 85-60
Fax: 030 / 25 00 85-21

Vertrieb:

Erich Schmidt Verlag GmbH & Co.
Genthiner Str. 30 G
D-10785 Berlin-Tiergarten
Telefon: 030 / 25 00 85-22
Fax: 030 / 25 00 85-11

Konten:

Berliner Bank AG
Konto 32 076 274 00
BLZ 100 200 00

Bezugsbedingungen:

Der Bezugspreis im Abonnement beträgt jährlich DM 244.–/öS 1.780.–/sfr. 220.–; Einzelheft DM 68.–/öS 496.–/sfr. 61.50; Sonderpreis für Studenten gegen Vorlage einer Studienbescheinigung je Heft DM 56.–/öS 409.–/sfr. 50.50 jeweils einschließlich 7 % Mehrwertsteuer und zuzüglich Versandkosten. Die Bezugsgebühr wird jährlich im voraus erhoben. Abbestellungen sind mit einer Frist von 2 Monaten zum 1. 1. j. J. möglich. Keine Ersatz- oder Rückzahlungsansprüche bei Störung oder Ausbleiben durch höhere Gewalt oder Streik.

Weiter siehe Umschlagseite 3

ALTE „NEUE" PHILOLOGIE?

Zur Tradition eines Diskurses[1]

von Ingrid Bennewitz, Bamberg

Der amerikanische Historiker und Mediävist Norman F. Cantor stellte seinem Buch mit dem programmatischen Titel ‚Inventing the Middle Ages' – einer Untersuchung zu Leben und Werk einiger der bedeutendsten Mediävisten der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts – die These voran, daß das Mittelalter als Studien- und Untersuchungsgegenstand – im Gegensatz etwa zur Erforschung des klassischen Altertums – aus wissenschaftsgeschichtlicher Perspektive eine ‚Erfindung' des 20. Jahrhunderts gewesen sei:

> „At least half our present knowledge of the classical and other ancient worlds was a legacy of the nineteenth century. Wether it was discovering Troy or the Egypt of the pharaos or interpreting the career of Julius Caesar, the Victorian contribition to understanding the ancient world was grandly accomplished and is still highly significant. But medieval studies were very largely a twentieth-century phenomenon. Victorian culture made its contribution to discovery of the medieval world by the founding of research institutes, by the building up of libraries and the organization of archives, and by the publication of medieval records. This was important work, but it was preliminary to actual historical reconstruction of the Middle Ages. It was not the creative work of perception, imagination and narrative itself."[2]

Zwar kann auch Cantor nicht vorbeigehen an den Verdiensten der Romantiker als Konstrukteuren eines neuen Mittelalter-Bildes, das die negative Perspektive auf die „dunklen Zeiten" ablöste, doch er moniert den Mangel an wissenschaftsgeschichtlichen Voraussetzungen sowie die offensichtliche ideologische Vereinnahmung des Mittelalters:

> „But the romantics lacked the scholarship, the learning and instruments of research, to go beyond the most superficial kind of inquiry into the medieval past. Both the Renaissance denigration of the Middle Ages and the romantic acclamation of medieval culture were almost exclusively based on mere ideological projections."[3]

Nun führt zwar Cantor zumindest diesen zweiten Teil seiner Hypothese mit seiner eigenen Darstellung wichtiger Persönlichkeiten der Mittelalter-Geschichte des 20. Jahrhunderts ad absurdum, versucht er doch zu zeigen, wie deren Bild vom Mittelalter durch ihre eigene Sozialisation und Biographie geprägt war; ich

[1] Die folgenden Überlegungen wurden im Rahmen der Grazer Tagung der Gesellschaft „editio" zum Thema „Quelle, Text, Edition" (28. 2. 1996) erstmals vorgestellt. Für Anregungen und engagierte Diskussion habe ich den dort anwesenden Kolleginnen und Kollegen, allen voran dem Organisator der Tagung, Anton Schwob, sowie Ulrich Müller (Salzburg) und Thomas Bein (Bonn) sehr herzlich zu danken.

[2] Norman F. Cantor: Inventing the Middle Ages, New York 1991, S. 28.

bezweifle jedoch darüberhinaus, daß die Geschichtswissenschaft des 20. Jahrhunderts von den Vorgaben eines Savigny, Ranke oder Wattenbach abstrahierbar ist.[4] Auf die Entwicklung der germanistischen Mediävistik lassen sich Cantors Beobachtungen jedenfalls in dieser Form nicht übertragen: Zwar trifft es mit Sicherheit zu, daß primär die Quellenforschungen das erste Jahrhundert (wissenschaftlicher) mediävistischer Arbeit prägten, allen voran natürlich die Editionstätigkeit Karl Lachmanns und die an sein Vorbild anknüpfende Schule der historisch-kritischen Edition. Doch über die Erschließung und editorische Aufbereitung der handschriftlichen Quellen haben die Germanisten des 19. Jahrhunderts die inhaltlich-ideologische Diskussion ebenso wie die wissenschaftsmethodischen Debatten bis hinein in die zweite Hälfte unseres Jahrhunderts, in manchen Fällen durchaus bis zum heutigen Tag, bestimmt. Dabei war es nicht nur die Art der Aufbereitung, sondern vor allem auch die Auswahl der Quellen – und nicht zu vergessen: der Ausschluß vieler Quellen! –, die die wissenschaftliche Annäherung und die Produktion wissenschaftlicher Imagination über das Mittelalter und seine Literatur steuerten. Zu den wichtigsten Bestandteilen dieser Selektion zählen z. B. die Faktoren

a) der Zeit (durch die Konzentration auf das ausgehende 12. und das beginnende 13. Jahrhundert in Verbindung mit der Rückprojektion des Klassik-Begriffs);

b) des Raumes (eine deutliche Schwerpunktsetzung auf den mitteldeutschen bis bayrisch-österreichischen Raum);

c) der literarischen Gattung (die Verwendung der traditionellen Gattungskategorien ohne Rücksichtnahme auf die Besonderheiten einer Literaturentwicklung im Spannungsfeld von Mündlichkeit und Schriftlichkeit sowie daraus resultierend die Geringschätzung von Werken, die den Gattungskonventionen des 19. und 20. Jahrhunderts widersprachen; zu erinnern ist auch an die weitgehende Mißachtung des freilich in seinem wichtigsten Verbreitungszeitraum auch zeitlich etwas außerhalb des zentralen Interesses liegenden Fachprosa-Schrifttums).

Hinzu kam noch die Prägung des germanistischen Forschungsinteresses durch literarästhetische Vorstellungen, die zum einen an der Literatur des ausgehenden 18. und vor allem des 19. Jahrhunderts gewonnen worden waren (in formal-poetischer Hinsicht etwa bezüglich der Ansprüche an Reim und Metrik, in inhaltlicher Hinsicht z. B. im Verständnis von „Lyrik" als [partiell autobiographischer] Erlebnisdichtung, als „Liederzyklus") und diese auf die literarische Produktion des Mittelalters rückprojizierten, die zum anderen aber auch von Erwartungshal-

[4] In den USA wurde Cantors Buch zu den aufsehenerregendsten historischen Neuerscheinungen der vergangenen Jahre gezählt; die europäischen Rezipienten und Rezipientinnen stehen Cantors bissig-polemischem Stil, der in Ton und Inhalt in wiederholten Fällen als seinem Gegenstand unangemessen erscheint, sichtlich distanziert gegenüber (vgl. die Rez. von Franz-Rutger Hausmann, in: Mittellateinisches Jahrbuch 29,1, 1994, S. 145–149).

tungen und wissenschaftlichen Methoden abgeleitet wurden, die aus dem Umgang mit der Literatur des klassischen Altertums herrührten.

Wie gesagt: in allen diesen Punkten hat die Germanistik des 19. Jahrhunderts Vorleistungen und Vorgaben für die Arbeit der nachfolgenden Forschergenerationen erbracht. Diese Vorgaben sind zunächst einmal – völlig wertfrei – in ihrem Charakter als Arbeitsleistungen anzuerkennen, deren immense Dimensionen wohl allein schon an einer Namensliste deutlich werden, wie sie da etwa wäre: Jakob und Wilhelm Grimm, Karl Lachmann, Moriz Haupt, aber auch Friedrich Heinrich von der Hagen, Wilhelm Wackernagel usw.[5] Wenn Bernhard von Chartres sich und seine Zeitgenossen des 12. Jahrhunderts als Zwerge bezeichnet hat, die auf den Schultern von Riesen stünden, gilt dies zunächst einmal auch für die (mediävistischen) Germanisten des 20. Jahrhunderts in Relation zu ihren Vorgängern. Wenigstens am Rande sollte erwähnt sein, daß auch das unser Wissenschaftsverständnis bis zum heutigen Tag prägende Arbeitsethos – mit den dazugehörigen Konnotationen der Begriffe „Arbeit" und „Leistung" und inkludierend die weitgehende Freistellung von jeglicher Form reproduzierender Arbeit zu jenen Erbschaften zählt, die die (post)moderne scientific community mehr oder weniger (un)reflektiert aus dem 19. Jahrhundert übernommen hat.

Doch nun zur Situation im ausgehenden 20. Jahrhundert, und hier zu zwei einander diametral entgegengesetzten und doch gleichzeitig zutreffenden Beobachtungen:

1. Nach wie vor stammen jene Editionen, in denen die für das Fach wichtigsten Texte tradiert und nach denen sie zitiert werden, aus dem 19. Jahrhundert bzw. der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts; sie bewahren zugleich die Folgen einer Textkritik, die insbesondere auf Karl Lachmann zurückgeht und damit auf Kategorien der Text(h)erstellung, die aus dem Bereich der Klassischen Philologien und der Bibelwissenschaften auf die Germanistische Mediävistik und ihre Quellen übertragen worden sind. – Dabei ist die Situation im Bereich der mittelalterlichen Lieddichtung („Minnesang") wohl etwas besser[6] als im Bereich des höfischen

[5] Eine Auswahl aus der beeindruckenden Editionsliste bietet Stackmann, in: Bergmann/Gärtner [Anm. 9], S. 2.

[6] Dies hat z. B. mit den wegbereitenden Arbeiten von Günter Schweikle (vgl. die Zusammenfassung einiger seiner Beiträge jetzt in dem Band: Minnesang in neuer Sicht, Stuttgart, Weimar 1994) zu tun, aber auch mit den einschlägigen Bemühungen von Ulrich Müller (stellvertretend für vieles andere: Exemplarische Überlieferung und Edition. Mehrfachfassungen in authentischen Lyrik-Handschriften – zum Beispiel bei Oswald von Wolkenstein und Michel Beheim, in: editio 6, 1992, 112–122), Franz V. Spechtler (u. a. Mittelalterliche Überlieferung und kritischer Text. Ein Votum für das Leithandschriftenprinzip, in: FS A. Schmidt (70. Geb.), hg. von Gerlinde Weiss u. a., Stuttgart 1976, S. 221–233), Helmut Tervooren (u. a.: Reinmar-Studien. Ein Kommentar zu den „unechten" Liedern Reinmars des Alten, Stuttgart 1991), Jürgen Kühnel (u. a. Anmerkungen zur Überlieferung und Textgeschichte der Lieder Hartmanns von Aue, in: Fs. G. Schweikle, Stuttgart 1989, S. 11–41) sowie in jüngerer Zeit Thomas Bein (Altgermanistische Editionswissenschaft, hg. von T. B., Frankfurt/M., Berlin etc. 1995) – die Liste wäre fortzusetzen.

Romans und der sog. Heldenepik[7], doch gilt auch hier, daß die Konzeption einer Sammlung wie „Minnesangs Frühling" von den Vorgaben des wissenschafts- und editionsgeschichtlichen Erbes grundsätzlich bis zur jüngsten Auflage geprägt ist.

2. Das Verhältnis der germanistischen Mediävistik zu ihren Quellen hat innerhalb der letzten fünfundzwanzig Jahre einen entschiedenen Wandel erfahren. Dies ist zum einen erkennbar an dem allgemeinen Interesse für die Thematik der handschriftlichen Überlieferung: Ich erinnere stellvertretend für viele andere Unternehmungen an das Cambridger Colloquium von 1985 („Deutsche Handschriften 1100–1400").[8] Zum anderen zeigt die Vielzahl der laufenden Editionsprojekte – allein über 100 solcher Projekte wurden im Rahmen der Bamberger Editionstagung 1991 vorgestellt[9] –, daß die Bereitschaft dazu, den „Königsweg der Philologie"[10] zu beschreiten, nicht zuletzt unter der jüngeren Generation der Mediävisten und Mediävistinnen in erstaunlich hohem Maße vorhanden ist. Gerade die Bamberger Tagung demonstrierte jedoch auch in aller Deutlichkeit, daß die Begeisterung für die editorische Praxis nicht unbedingt schon Bereitschaft zur Diskussion der theoretischen Prämissen beinhaltet, ja daß dieser Teil der Editionsphilologie in den letzten Jahren einer gewissen Stagnation, vielleicht auch Resignation unterlegen ist.[11] Das mag in Zusammenhang mit dem mancherorts beobachteten und vielfach beklagten Rückzug in einen neuen Positivismus stehen; es spiegelt jedoch möglicherweise auch schlicht die Tatsache, daß Stackmanns Votum für das Leithandschriften-Prinzip[12] (1964) mittlerweile in der mediävisti-

[7] Vgl. etwa zur Editionssituation der zentralen epischen Texte das Resümee von Joachim Bumke: Der unfeste Text, in: Jan-Dirk Müller (Hg.), „Aufführung" und „Schrift", Stuttgart, Weimar 1996, S. 118–129.

[8] Vgl. Volker Honemann / Nigel Palmer (Hgg.) 1988. – Verwiesen sei daneben jedoch auch auf die große Zahl von Faksimile-Ausgaben, die in den ausgehenden sechziger wie vor allem in den siebziger und achtziger Jahren erschienen sind.

[9] Methoden und Probleme der Edition mittelalterlicher deutscher Texte. Bamberger Fachtagung 26.–29. Juni 1991. Plenumsreferate, hg. von Rolf Bergmann und Kurt Gärtner unter Mitwirkung von Volker Mertens, Ulrich Müller und Anton Schwob, Tübingen 1993.

[10] Das Dictum entstammt dem Nachruf Jost Triers auf Edward Schröder; ich zitiere es hier nach Karl Stackmann, der es zugleich in den Titel seines Bamberger Vortrags stellte („Die Edition – Königsweg der Philologie?", Anm. 9, S. 1–18).

[11] Vgl. zur Diskussion der ausgehenden sechziger und der siebziger Jahre vor allem die Dokumentation des Marbacher Kolloquiums (Kolloquium über Probleme altgermanistischer Editionen, Marbach am Neckar, 26. u. 27. 4. 1966, hg. von Hugo Kuhn, Karl Stackmann und Dieter Wuttke. Wiesbaden 1968) sowie die verschiedenen Beiträge K. Stackmanns, F. V. Spechtlers, G. Schweikles und J. Kühnels; daneben im Bereich der ‚neueren' Germanistik Gunter Martens und Hans Zeller: Texte und Varianten. Probleme ihrer Edition und Interpretation, München 1971 und Herbert Kraft: Die Geschichtlichkeit literarischer Texte, Bebenhausen 1973.

[12] Mittelalterliche Texte als Aufgabe, in: FS für J. Trier zum 70. Geb., hg. von William Foerste und Karl Heinz Borck, Köln/Graz 1964, S. 240–267.

schen Editionspraxis ein so starkes Echo gefunden hat, daß es die Diskussion anderer Positionen geradezu zu erübrigen schien; dies hat zum einen mit der editionstechnischen „Sauberkeit" und Praktikabilität des Leithandschriften-Verfahrens zu tun, zum anderen aber auch mit der Tatsache, daß es in der deutschsprachigen Altgermanistik von wissenschaftspolitisch durchsetzungskräftiger und einflußreicher Seite her propagiert und massiv durchgesetzt wurde.[13]

Auch wenn sich nach wie vor einzelne Vertreter einer eklektizistischen Texterstellung finden lassen, genießt doch nur die Leithandschriften-Methode in der germanistischen opinio communis den Vorzug objektiver Überprüfbarkeit und dadurch unanfechtbarer Wissenschaftlichkeit. Welche Verunsicherung die Infragestellung dieser indirekten Alleinvertretungsposition auslösen kann, zeigte in Bamberg nicht zuletzt Klaus Grubmüllers Plädoyer für eine eklektizistische Mären-Edition mit dem Ziel, den modernen Herausgeber in seiner bereits verloren geglaubten Funktion als kongenialem und kreativem Partner der mittelalterlichen Autoren – zumindest von deren Überlieferung – zu bestätigen.[14]

Mehr oder weniger unbemerkt von germanistischer Seite erwuchs in dieser Situation weitgehender Einheitlichkeit jedoch im Bereich der romanistischen und anglistischen Mediävistik eine ernstzunehmende Herausforderung unter dem nicht eben bescheidenen Titel einer „New Philology". Es ist durchaus bezeichnend, daß Karl Stackmann als erster deutschsprachiger germanistischer Mediävist auf diese Herausforderung direkt reagiert hat. In dem bereits zitierten Bamberger Plenarvortrag wies er die Vorstellungen und Forderungen zurück, die Bernard Cerquiglini in seiner 1989 erschienenen Studie „Eloge de la variante" zum mittelalterlichen Text und seiner (adäquaten) editionstechnischen Realisation entwickelt hatte und die anschließend die Autoren des einschlägigen Heftes der Zeitschrift „Speculum" diskutiert hatten („New Philology", Vol. 65, Jg. 1990). Die Seriosität und die Konstruktivität von Stackmanns Kritik[15] steht ebenso außer Zweifel wie die Tatsache, daß es einer breiteren und offeneren Diskussion bedarf, die eine Selbstinfragestellung deutlicher in Kauf nimmt als dies bei Stackmann der Fall ist.

---

[13] Die wohl bekanntesten Beispiele für eine praktische Umsetzung des Leithandschriften-Verfahrens sind die Editionen zu Heinrich von Mügeln (Stackmann), Frauenlob (Stackmann/Bertau), Heinrich dem Teichner (Niewöhner) und zu den geistlichen Liedern des Mönch von Salzburg (Spechtler 1976) und in modifizierter Form die Ausgabe von ‚Des Minnesangs Frühling' (s. dazu unten). In Verbindung mit synoptischer Textdarbietung (bei Mehrfachüberlieferungen) wird es auch bei der in Vorbereitung befindlichen Salzburger Neidhart-Ausgabe zur Anwendung kommen.

[14] Wider die Resignation: Mären kritisch ediert, in: Bergmann u. a. [Anm. 9], S. 92–106.

[15] Ausführlich beschäftigt sich Stackmann mit diesem Thema auch in dem von Joachim Heinzle edierten Band „Modernes Mittelalter": Frankfurt/Main u. Leipzig 1994, S. 398–427.

Tatsächlich ist es die Idee vom mittelalterlichen Text, die das Faszinosum an Cerquiglinis Vorstellungen bildet und im übrigen von den Autoren und Autorinnen des Speculum-Heftes weitgehend geteilt wird.

Auf der Basis von Arbeiten Paul Zumthors, aber wohl auch der Übertragung und Weiterführung von Ideen Michel Foucaults spricht er von der „mobilité incessante et joyeuse de l'écriture medievale"[16], die in dieser Bewegtheit („mobilité") und in ihrer ständigen Erneuerung („cette incessante récriture"[17]) mit den Begriffen ‚Autor' und ‚Werk' nicht adäquat erfaßt werden könne; vielmehr sei es die Qualität der unablässigen „Wi(e)der-Bearbeitung"[18], die den mittelalterlichen Stoff forme („l'incessante récriture d'une oeuvre qui appartient à celui qui, de nouveau, la dispose et lui donne forme").[19] Da es aus dieser Sicht nicht mehr darum gehen kann, die Varianten eines (womöglich gar „Ur-) Textes festzuschreiben, sondern vielmehr darum, die Varianz („variance") der Texte zu vergegenwärtigen, muß konsequenterweise jede ‚historisch-kritische' Edition und also auch das Leithandschriften-Verfahren als Irrweg erscheinen, der diese Varianz negiert:

> „Or l'écriture médiévale ne produit pas de variantes, elle est variance. La récriture incessante à laquelle est soumise la textualite médiévale, l'appropriation joyeuse dont elle est l'objet, nous invitent à faire une hypothèse forte: la variante n'est jamais ponctuelle."[20]

Dennoch besitzt – Cerquiglini zufolge – das zwanzigste Jahrhundert in Form der elektronischen Datenverarbeitung eine Möglichkeit, der mittelalterlichen Aufzeichnungs- und Überlieferungssituation gerecht zu werden: Der Bildschirm erlaube es, die unterschiedlichen Fassungen in gleichberechtigter Form abzubilden und solcherart die der Überlieferung inhärente Struktur der Veränderbarkeit widerzuspiegeln.

Wie gesagt, darf Cerquiglinis Beitrag als einer der Ausgangspunkte der „New Philology"-Debatte gelten, ihm zur Seite stehen jedoch die Beiträge des genannten Speculum-Heftes sowie zuvor bereits ein 1988 erschienenes Sonderheft des „Romanic Review" („The Legitimacy of the Middle Ages", Romanic Review 79, 1, 1988, S. 1–248).[21]

---

[16] Bernard Cerquiglini: Éloge de la variante, Paris 1989, S. 114.
[17] Ebd., S. 57.
[18] Der Begriff der „(r)écriture" läßt sich in diesem Zusammenhang kaum korrekt vermitteln, da die Übersetzung als „Wi(e)derschreiben" dazu verleiten könnte, seine spezielle Situierung im Kontext der mittelalterlichen Literatur, also im Zwischenbereich von Mündlichkeit und Schriftlichkeit, zu verkennen. „Wi(e)der" – muß in diesem Zusammenhang jedenfalls mit diesen beiden, wiederum primär mündlich zu vermittelnden Konnotationen verbunden werden („wieder", „wider").
[19] Ebd., S. 57.
[20] Ebd., S. 111.
[21] The Legitimacy of the Middle Ages, Romanic Review 79,1, 1988, S. 1–248. – Mit einigen Ergänzungen als Buchpublikation 1991 von Marina und Kevin Brownlee sowie Stephen G. Nichols unter dem Titel „The new Medievalism" veröffentlicht.

Wollte man also zusammenfassen, was nun das völlig Neue an der „new philology" sei, so stellt sicher eines der wesentlichen Elemente die Verwendung von Denkmustern und Terminologie (– und technischen Hilfsmitteln –) des postmodernen Diskurses dar. So charakterisiert etwa Stephen G. Nichols die „interpolations of visual and verbal insertions", die als Erkennungszeichen der „manuscript matrix" fungieren, im Stile Lacans als „‚pulsations of the unconscious' by which the ‚subject reveals and conceals' itself".[22] Für ihn konkretisiert sich die „new philology" in den Beiträgen des Speculum-Heftes in der

> „insistance that the language of texts be studied not simply as discursive phenomena but in the interaction of text language with the manuscript matrix and of both language and manuscript with the social context and networks they inscribe."[23]

Unschwer ist hier der sehr massiv vertretene – man könnte auch sagen: massiv verbalisierte – Anspruch auf Öffnung gegenüber den methodischen Errungenschaften der jüngeren Forschungsgeschichte erkennbar, der alle Vertreter der „New Philology" auszeichnet. –

Für den Bereich des Umgangs mit den Phänomenen Quelle, Text und Edition sind es insbesondere die Forderung nach Anerkennung des mittelalterlichen Textes als ein vom neuzeitlichen (literarischen) Text grundsätzlich zu unterscheidender: als „unfester" Text, der aus seiner Variabililtät in einer Entstehungssituation zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit heraus zu verstehen ist. Daraus erwächst die Forderung nach einer grundsätzlichen Gleichwertigkeit in der Beurteilung (und editionstechnischen) Darstellung aller handschriftlichen Überlieferungszeugnisse, und es erübrigt sich (bis zu einem gewissen Grad) auch die Frage nach dem Autor bzw. einer autorisierten Textfassung. Editionstechnisch bedingt dies – explizit bei Cerquiglini – den Verzicht auf eine gedruckte (!) Editionsversion zugunsten einer (ausschließlichen) Computer-Edition.[24]

---

[22] Nichols, in: Speculum 1990, S. 8.

[23] Ebd., S. 9.

[24] Spätestens hier ist wohl der Zeitpunkt gekommen, an dem die neugermanistischen Kolleginnen und Kollegen sich vielleicht mit einem Seufzer der Erleichterung, daß es sich doch offensichtlich um mediävistische Exotismen handle, gedanklich aus dieser Diskussion ausklinken könnten und eher ein Moment der Trennung zwischen älterer und neuerer Germanistik in den Bereichen des Umgangs und des Verständnisses von Quelle, Text und Edition konstatieren könnten. Aus der scheinbaren Differenz erwachsen jedoch auch neue, und wie mir scheint, durchaus interessante Momente der Verbindung: Das betrifft zum einen die Weiterführung von Textgattungen und deren spezifischer Entstehungs- und Überlieferungssituation über den Zeitraum des 16. Jahrhunderts hinaus (z. B. für den Bereich des frühen deutschen Romans und ebenso des Schwanks, des Exempels bzw. der Kurznovelle wenigstens für den Zeitraum des 17. Jhs.; vielleicht aber auch Gattungen wie die Predigt, Einblattdrucke, Flugschriften etc.). – Es betrifft zum anderen in Einzelfällen auch die Überlieferung der Werke neuzeitlicher Autoren, z. B. der Gedichte Hölderlins. – Einen Grenzfall könnte auch das Verhältnis von Erstveröffentlichungen und (an den Hss.) revidierter

Zusammenfassend würde ich meinen, daß die innovative Sprengkraft der „New Philology", die – zumindest im Falle Cerquiglinis – zweifelsohne mehr auf eine Kritik und Reformation der philologischen Ideologie denn auf eine Konkretisierung in der editorischen Praxis zielt, nicht unterschätzt werden sollte. Ihren Vorstellungen wohnt jedenfalls ein überschießendes Moment inne, das trotz aller berechtigten Kritik und den nur allzu notwendigen Verweisen auf die Abhängigkeiten und Nöte des philologischen Editionsalltags mit rational-praktischer Argumentation allein nicht aufgehoben werden kann.

Damit komme ich zum Versuch einer kritischen Revision der Ideen der New Philology (v. a. dem Bereich der Editionspraxis) und dem Versuch, die Traditionalität dieses vorgeblich so neuen Diskurses aufzuzeigen.

Problematisch ist zunächst einmal, und hier setzt auch die zum Teil äußerst massive und nicht unberechtigte Kritik der amerikanischen Kolleginnen und Kollegen an, daß durch den Repräsentations- (und zugleich Herrschafts-)Gestus der „new philology" quasi alle diejenigen, die sich nicht als überzeugte Anhängerinnen und Anhänger der New Philology deklarieren, automatisch als methodisch rückständig etikettiert werden. Dazu tritt eine Auseinandersetzung mit den philologischen „Vätern" des 19. Jahrhunderts, die in der Kraßheit ihrer Ablehnung an die eingangs zitierte Position Cantors erinnert und auch zu einem guten Teil an

---

zweiter Edition darstellen (z. B. Kafka; wobei Kafka wohl auch den Aussagen Malcolm Pasleys zufolge einer jener Autoren wäre, dessen handschriftliche Version bei der Interpretation des gedruckten Texten unbedingt zu berücksichtigen wäre; (vgl. dazu den Artikel von Ulrich Greiner: Kafkas Halbbruder, in: Die Zeit Nr. 41 vom 2. 10. 92, S. 63). – Es betrifft aber darüber hinaus in noch viel stärkerem Maße die Entstehung von ‚neuen' Texten im Kontext der veränderten Medienlandschaft des ausgehenden 20. Jahrhunderts. Auch dafür Beispiele: Unter der Hand scheint sich meiner Erfahrung nach der Textbegriff und die Vorstellung vom „Text" bei den jüngeren Generationen von Studierenden unseres Faches verändert zu haben. Anläßlich einer Diskussion z. B. über Fontanes „Effi Briest" stellt sich im Zuge des Gesprächs deutlich heraus, daß nur noch ca. 50 % diesen „Text" als Roman in der gedruckten Version kennen, der Rest spricht über eine der existierenden Filmfassungen. Es entsteht im Grunde durch die veränderte Medienlandschaft – wenigstens in der vielbemühten literarisch interessierten Öffentlichkeit – eine Art von „offenem" Text, der sich häufig aus den verschiedenen Bearbeitungsformen und -medien konstruiert, ohne diese als unterschiedliche Versionen exakt von einander zu trennen. Kurzum, ich ziele damit auf jenes Phänomen, das unter dem Begriff der „(Re-)Oralisierung" die Veränderung von Texten beim Wechsel von der Schriftlichkeit in die Mündlichkeit (und/oder umgekehrt) beobachtet. – Mein zweites Beispiel betrifft die Entstehung neuer Romane, die – obschon nach wie vor in gedruckter Version publiziert – davor z. B. als Internet-Texte kursieren, an denen nicht nur der „Verfasser", die „Verfasserin" beteiligt sind, sondern auch viele, z. T. anonyme Mit-Autoren. Als jüngstes Beispiel verweise ich auf den Roman „Die Quotenmaschine" von Norman Ohler. Ohler „veröffentlichte seinen Text zuerst im Internet. Ein elektronischer Stadtplan zeigt die Schauplätze des Romans, an denen Textteile als Dateien liegen. Sie können in beliebiger Reihenfolge geöffnet und gelesen werden. Eine aktualisierte Fassung wird in Kürze wieder im Internet zugänglich sein. Die Buchversion . . . erscheint im Verlag Hoffmann & Campe" (ZEIT Magazin, 16. 2. 1996 und Die Zeit Nr. 14 vom 29. 3. 1996).

den berühmten Kampf gegen Windmühlen – Keith Busby prägte in diesem Zusammenhang den Terminus „necro-philology"[25] –, handelt es sich doch um eine „Abrechnung" – wenn dieser Terminus schon gewählt werden soll –, die längst vollzogen wurde und die darüber hinaus die unbestreitbaren Verdienste dieser Wissenschaftsgenerationen völlig verkennt. Wenn wir etwa in der germanistischen Mediävistik zum Teil immer noch mit den Editionen des 19. Jhs. arbeiten, spricht das m. E. nicht gegen das 19. Jahrhundert, sondern vielmehr gegen uns, die Mediävistinnen und Mediävisten im ausgehenden 20. Jahrhundert. – Nur am Rande erwähnt sei der „Gallozentrismus" v. a. von Cerquiglini, der übersieht, daß die romanistische Mediävistik und ihr (editorischer) Umgang mit den Quellen zu guten Teilen von außerfranzösischen Beiträgen in einem interdisziplinären Diskurs geprägt wurde.[26]

Ohne der „new philology" ihren Neuigkeitswert absprechen zu wollen, sollte doch daran erinnert werden, daß bereits vor mehr als zwanzig Jahren Positionen zur Diskussion standen, die zumindest in eine ähnliche Richtung weisen, auch wenn ihre wissenschaftstheoretische Ausrichtung – der Entstehungszeit angemessen – in der Sozialhistorie und nicht dem Dekonstruktivismus der Postmoderne angesiedelt war.[27] Auf dem bereits zitierten Marbacher Kolloquium von 1966 berichtete Werner Alberts[28] über das von Dmitrij Lichacev verfaßte und im Jahr 1962 erschienene Buch mit dem Titel „Tekstologija", das jene Grundprinzipien zur Editionstheorie und -praxis zusammenfaßte, die Lichacev anhand seiner Beschäftigung mit altslawischen Literaturdenkmälern erarbeitet hatte, und nur wenige Jahre später erläuterte Lichacev seine Vorstellungen selbst in dem von Martens und Zeller edierten Band „Texte und Varianten" (1971). Darin plädierte er unter anderem für die sofortige Preisgabe der traditionellen mittel- und westeuropäischen Grundkategorien der Textkritik, nämlich der Rezension und Emendation[29] und für ein Verständnis der Textologie als „selbständige(r) Wissenschaft, die die Textgeschichte eines Werkes erforscht".[30] Sein Vorwurf, daß die Verfechter der traditionellen historisch-kritischen Edition „die Geschichte des Textes als

[25] Meine kritische Auseinandersetzung trifft sich über weite Teile mit den Beobachtungen, die in dem von Keith Busby edierten Sammelband „Towards a Synthesis? Essays on the New Philology", Amsterdam 1993 nachzulesen sind. Das Zitat entstammt Busbys eigenem Beitrag („Variance" and the Politics of Textual Criticism, S. 29–45, hier S. 29).

[26] Vgl. Busby [Anm. 25], S. 31 f.

[27] Im übrigen verweist einer der Autoren des Speculum-Heftes, R. Howard Bloch, selbst auf frühe Vorwegnahmen von (Bezeichnung und) Positionen der „new philology": „[. . .] I will argue not only that there is nothing new in the term ‚New Philology' (viz. Michele Barbi's *Nuova filologia*, Florence 1938), but that the old philology was in fact a new philology (viz. the Neo-Grammarians) with respect to that which had preceded." (S. 38).

[28] Vgl. Werner Alberts: Bericht über das Buch Tekstologija von D. S. Lichacev, in: Kolloquium über Probleme altgermanistischer Editionen [Anm. 11], S. 169–180.

[29] Lichacev [in: Martens/Zeller (Anm. 11)], S. 304.

[30] Ebd., S. 301.

ganzen verwechseln mit einer primitiv verstandenen Geschichte seiner einzelnen Stellen"[31], läßt sich durchaus mit Cerquiglinis Weigerung vergleichen, die Variante als „ponctuelle" anzusehen. Und selbst wenn Lichacev gut marxistisch die Geschichte eines Textes als „die Geschichte seiner bewußten Veränderungen" versteht, als „die Geschichte jener Leute, die hinter diesem Text stehen"[32], so verlangt er doch auch, daß sich der Textologe in „die Psyche des Abschreibers versetzen" müsse[33] und spricht vom „linguistischen Analphabetentum", das sich darin äußere, „einen Text aus Stücken zu kompilieren, die aus verschiedenen Zeiten und verschiedenen Orten stammen".[34] In Analogie dazu lehnt Cerquiglini grundsätzlich die Verwendung normalisierter bzw. rekonstruierter Sprachformen ab. Es gibt daneben aber auch noch eine weitere Vorwegnahme von Ideen und Forderungen der „new philology", und zwar in Form von Jürgen Kühnels Überlegungen zum „offenen Text" aus dem Jahr 1976.[35] Mit diesem Begriff charakterisiert Kühnel „die begrenzt variable Textgestalt der volkssprachigen Texte des Mittelalters"[36] in ihrer Grenzsituation zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit und fordert aus dieser Beschreibung heraus ein neues Verständnis der „historischen" Edition, deren Ziel es sei, die Breite und Vielfalt dieses „offenen Textes" zu dokumentieren, „den mittelalterlichen Text in seiner Variabilität fest(zu)halten":

> Dies könnte, bei epischen Texten, durch den vollständigen Abdruck einer Handschrift, in günstigen Fällen durch den synoptischen Abdruck zweier oder mehrerer Handschriften, ergänzt um den exemplarischen Abdruck aller anderen Textzeugen für einen bestimmten, nicht zu kleinen und vor allem repräsentativen Abschnitt des Werkes und eine sinnvolle Variantenauswahl für die übrigen Abschnitte, geschehen. Bei lyrischen Gedichten sollten möglichst alle Fassungen eines Gedichtes handschriftengetreu und synoptisch wiedergegeben werden. Von sprachlichen, orthographischen und metrischen Normierungen sollte unbedingt abgesehen werden, ebenso von Konjekturen.[37]

Um die Konsequenzen dieser Forderung etwa innerhalb der germanistischen Mediävistik einigermaßen abschätzen zu können, muß die Vergegenwärtigung der Tatsache genügen, daß so gut wie alle zentralen Texte des 12. und 13. Jahrhunderts immer noch in Form von normalisierten und rekonstruierten Ausgaben benutzt werden, ja daß für die meisten von ihnen noch nicht einmal (normalisierte) Leit-

---

[31] Ebd., S. 304.
[32] Ebd., S. 306 (Sperrung von mir).
[33] Ebd., S. 304.
[34] Ebd., S. 313.
[35] Jürgen Kühnel: Der offene Text. Beiträge zur Überlieferungsgeschichte volkssprachiger Texte des Mittelalters, in: Akten des 5. Internationalen Germanisten-Kongresses Cambridge 1975, 2. H., Bern und Frankfurt 1976, S. 311–321.
[36] Ebd., S. 314.
[37] Ebd., S. 318 (Sperrung von mir).

handschriften-Editionen vorliegen.[38] Diese nicht nur aus der Sicht einer „new philology" unbefriedigende Situation betrifft gerade auch das Werk jener Autoren, die zu den zentralen Vertretern des deutschen Minnesangs zählen und in den traditionsreichsten Editionen des Faches von einer Forschergeneration zu nächsten weitergereicht wurden: in „Des Minnesangs Frühling", wo trotz der Neubearbeitung durch Hugo Moser und Helmut Tervooren ein konsequentes Leithandschriften-Verfahren fehlt[39], in den vergleichsweise jungen „Liederdichtern" Carl von Kraus', die in zweiter Auflage von Gisela Kornrumpf zwar hervorragend aufbereitet wurden, in ihrer eklektizistischen Form der Texterstellung jedoch unverändert blieben, und in Lachmanns Walther-Ausgabe, die wir, was die Texte betrifft, im wesentlichen immer noch in der Bearbeitung Carl von Kraus' benutzen[40] – eine Zustandsbeschreibung, die im übrigen deutlich werden läßt, daß sich die Minnesang-Philologie nicht darüber hinwegtäuschen sollte, wie stark sie in Hinblick auf ihre textliche Basis tatsächlich immer noch unter dem Bann Carl von Kraus' steht, und dies gilt – mehr oder weniger uneingestanden, wie ich zu behaupten wage – gerade auch für die Diskussion der beiden (zeitlich und inhaltlich) zentralen Autoren, nämlich Reinmar und Walther.

Und noch einmal zum Verhältnis von Theorie und Praxis der Edition:

Spätestens hier – und bezeichnenderweise beim Übergang vom Denkmodell zur (wenigstens ansatzweisen) philologischen Praxis – sind Cerquiglinis Vorstellungen dazu angetan, Widerspruch zu produzieren. Zum einen – dies läßt sich freilich auch in einem gewissen Rahmen als Bestätigung interpretieren – werden wenigstens im Bereich der germanistischen Mediävistik die Möglichkeiten, die die computergesteuerte Textverarbeitung bietet, seit langem weitgehend genutzt, wenn auch in

[38] Stackmann erinnerte in diesem Zusammenhang an den Paradefall der „Kudrun", die trotz der singulären Überlieferung im Ambraser Heldenbuch bis zum heutigen Tag nicht im Frühneuhochdeutschen, sondern in jenem rekonstruierten Philologen-Esperanto gelesen wird, für das sich bezeichnenderweise der Begriff des „klassischen Mittelhochdeutsch" eingebürgert hat. – Andererseits gilt es, das Problem der Vermittlung nach ‚außen', also jenseits der engen Grenzen des Faches und seiner wissenschaftlichen Diskussion, zu berücksichtigen, und hier wird die Verwendung der überlieferten Sprachformen mit Sicherheit große Probleme schaffen. Dabei muß noch nicht einmal die gern bemühte Fiktion des ‚interessierten Laien' aktiviert werden, es genügt schon, an den akademischen Unterricht zu denken.

[39] Vgl. die Rezensionen von Johannes Janota (ZfdPh 100, 1981, S. 31–47; Günther Schweikle (AfdA 89, 1978, S. 161–172; Burghart Wachinger (Pbb 102, 1980, S. 259–271) sowie die Auseinandersetzung von Helmut Tervooren mit seinen Rezensenten (In: Bergmann/Gärtner [Anm. 9], S. 19–31.)

[40] Vgl. Hugo Kuhn im Vorwort zur 13. Auflage, S. VI: „So wird der Text vorerst noch wesentlich der der 10. Ausgabe bleiben." – Die Situation hat sich seit dem Vorliegen der neuen Ausgabe von Christoph Cormeau (Mai 1996) ansatzweise gebessert, aber nicht grundlegend verändert.

Verbindung mit der von Cerquiglini abgelehnten Form des (Aus-)Drucks.[41] Zum anderen meine ich nicht zuletzt auf der Basis eigener jahrelanger Erfahrung mit den Mitteln der Textverarbeitung im Bereich der Überlieferungs- und Editionsphilologie, daß Cerquiglini die Möglichkeiten, über den Bildschirm eine variable und kreative Textsituation zu reproduzieren, überschätzt. Dazu bedürfte es erst einmal entweder einer Anhebung unserer Memorierfähigkeit auf das Niveau der Produzenten und Rezipienten von „oral poetry" oder aber eines Bildschirms von der Größe einer mittleren Kinoleinwand. Denn um zu erkennen und in einem zweiten Schritt zu demonstrieren, daß die Variante niemals „ponctuelle" ist, bedarf es selbstverständlich eines größeren Textzusammenhangs als jener paar Verszeilen, die sich auf einem Bildschirm darstellen lassen. Auch hier scheint mir der Modellcharakter von Cerquiglinis Vorstellung – die Imagination eines frei verfügbaren, variablen und nicht starr fixierten Textes – das eigentlich Wesentliche zu sein, die Umsetzung in eine philologische (gar universitär-didaktische) Praxis hingegen nur am Rande mitgedacht.[42] Cerquiglinis Begeisterung für den Computer

[41] Ich verweise auf die Beiträge zum Mannheimer Symposion 1971 und 1973 (!) (Maschinelle Verarbeitung altdeutscher Texte, hg. von Winfried Lenders und Hugo Moser. Bd. 1: Beiträge zum Symposion Mannheim 11./12. 6. 1971, Bd. 2: Beiträge zum Symposion Mannheim 15./16. 6. 1973, Berlin 1978), auf die zahlreichen Konkordanzprogramme, die nicht nur nach den traditionellen Editionen, sondern durchaus auch nach Handschriftenabdrucken erstellt worden sind (vgl. Ulrich Müller: Zum derzeitigen Stand des Projektes „Verskonkordanzen zu Lyrikhandschriften", in: Maschinelle Verarbeitung altdeutscher Texte. Beiträge zum dritten Symposion Tübingen 17.–19. 2. 1977, hg. von Paul Sappler und Erich Straßner, Tübingen 1980, S. 78–85); an das Tübinger Textvergleichsprogramm TUSTEP (vgl. Wilhelm Ott: Vom Manuskript zur Edition, in: Historische Edition und Computer, hg. von Anton Schwob u. a., Graz 1989, S, 153–176) und nicht zuletzt an Editionen, die diese unterschiedlichen Textfassungen dokumentieren, wie Hans-Dieter Mücks Ausgabe der Streu-Überlieferung zu Oswald von Wolkenstein (Göppingen 1980), die die unterschiedlichen Textfassungen im gleichberechtigten Nebeneinander präsentiert (Cerquiglini spricht in diesem Zusammenhang von „tentatives symphatiques, fort utiles, qui traduisent un besoin, mais laissent insatisfait"; S. 112). – Zum gesamten Themenkomplex verweise ich auf die Tätigkeiten der Arbeitsgemeinschaft für germanistische Edition und das Internationale Jahrbuch für Editionswissenschaft „editio", das seit 1987 erscheint und sich regelmäßig dem Themenbereich Edition und Computer widmet, wenn auch mit deutlichem Traditionsbezug.

[42] So äußert sich Cerquiglini mit Begeisterung über die Möglichkeiten der „fenêtrage" (S. 113), also das Arbeiten mit den sog. „Fenstern", ohne sich um die dabei entstehenden Probleme nur im geringsten zu kümmern – nämlich die Qual der Wahl zwischen zwei nicht allzu glücklichen Möglichkeiten: entweder verschiedene Texte parallel erscheinen zu lassen und dafür den ohnehin kleinen Bildschirm in winzige Ausschnitte zu zerlegen, oder ständig zwischen einzelnen „windows" wechseln zu müssen (was dann ja doch wieder dem Hin- und Herblättern zwischen den Seiten eines Buches entspricht). – Mit einiger Boshaftigkeit ließe sich besonders nach der Lektüre der letzten Seiten monieren, daß Cerquiglini eigentlich den falschen Titel gewählt hat, handelt es sich doch weniger um den „éloge de la variante" denn um den „éloge de l'ordinateur", wobei Enthusiasmus und ungebrochene Euphorie dieser Lobrede weniger auf eine Person rückschließen läßt, die sich selbst durch die Ab-

als Medium der Varianz („l'inscription informatique est variance"[43]) übersieht völlig, daß die einschneidendste Veränderung, der jede mittelalterliche Quelle ausgesetzt ist, vorläufig immer noch am Beginn jeder elektronischen Datenverarbeitung steht: die Umsetzung der Hand-Schrift in das Medium der Druck-Schrift (und darin gehorcht schon die Wiedergabe auf dem Bildschirm den gleichen Gesetzen wie ein etwaiger späterer Druck dieser Eingaben). Hier erfolgen zwangsläufig die stärksten Eingriffe der bearbeitenden Philologen und Philologinnen, bereits schlicht durch die Festlegung der vielfältigen individuellen Erscheinungsformen der Hand-Schrift auf die starren und begrenzten Kombinationsmuster des Drucks. Zum zweiten muß aus dem gleichen Grund hier eine oft folgenreiche semantische Festlegung erfolgen: ob vier gleichförmige Häkchen eines mittelalterlichen Schreibers etwa „im" oder „nu" bedeuten sollen, wird im Zuge der modernen Abschrift, die die Basis auch der elektronischen Datenverarbeitung ist, zu entscheiden sein und bringt in jedem Fall, selbst dann, wenn beide Möglichkeiten in diese Trans-Skription übernommen werden, den Zwang zur Festlegung. Drittens aber – und diese Gefahr scheint Cerquiglini noch gänzlich fremd zu sein – ist gerade dieser Arbeitsgang gespickt mit Fehlerquellen, die (unerkannt) in allen späteren Arbeitsgängen wiederauftreten und eine textliche ‚Varianz' mit Eigendynamik produzieren können.[44] Im Gegensatz zu seiner abschließend wiederholten Überzeugung, daß „l'écrit électronique, par sa mobilité, reproduit l'oeuvre médiévale dans sa variance"[45], meine ich, daß es vorläufig glücklicherweise nur ein Medium gibt, in dem sich die Varianz der mittelalterlichen Texte abbilden läßt, nämlich den Kopf und die wissenschaftliche Phantasie des Philologen / der Philologin. Um dieses Medium jedoch zu neuen Erkenntnissen nutzen zu können, bedarf es als theoretischer Voraussetzung der Einsicht in die grundsätzliche Alterität des mittelalterlichen Textes, wie sie in den Überlegungen Cerquiglinis immer wieder und zu Recht moniert wird. – Was bei all dem zukünftig zu beachten sein wird, sind die bis zum jetzigen Zeitpunkt vorliegenden konkreten Erfahrungen

gründe der elektronischen Textverarbeitung und ihrer mannigfachen Probleme durchgearbeitet hat denn auf die spontane Begeisterung eines Professors und Literaturwissenschaftlers, der gerade die ersten Kapitel von Umberto Ecos „Foucaultschem Pendel" gelesen und daraus die Inspiration zur theoretischen Neuentdeckung des Computers im Jahre 1989 bezogen hat.

[43] Ebd., S. 115.

[44] Schon Stackmann mokierte sich in diesem Zusammenhang über eine – an sich treffliche – Formulierung Cerquiglinis, in der ein offensichtlicher Fehler stehengeblieben ist („Monsieur Proc(!)uste, philologue") – ein Fehler, der (wohl nicht zuletzt dank der Errungenschaften der modernen Textverarbeitung) unkorrigiert mehrfach wiederholt wird (vgl. die Kapitelüberschrift S. 31 sowie die auf jeder zweiten Seite dieses Kapitels wiederholte ‚headline' gleichen Titels sowie das Inhaltsverzeichnis). Es ist freilich schwer festzustellen, ob es sich hier bereits um eine praktische Demonstration von „new philology" handelt.

[45] Cerquiglini [Anm. 16], S. 116.

zum Bereich wissenschaftlicher Textproduktion mit dem Computer[46] (z. B. das „Wiederaufleben vergangener Kommunikationsusancen" (die Akzeptanz der Handschrift für FAX-Mitteilungen; der Boom der Gattung „Brief" durch E-Mail; die Verweissystematik nach Art der Enzyklopädie durch den „Hypertext"; aber auch das Entstehen autoritätsfreierer Kommunikationsräume; die Übernahme von Merkmalen der gesprochenen Sprache; „Toleranz" gegenüber sprachlichen und stilistischen Fehlern; die Kompensation ausgeblendeter Codes.[47] – Dazu kommt die Konsequenz in der Umsetzung neuer methodischer Erkenntnisse: Es ist zweifelsohne so, daß, wer innerhalb der deutschsprachigen germanistischen Mediävistik auf sich hält, augenblicklich unbedingt etwas zum Thema Mündlichkeit – Schriftlichkeit zu publizieren hat; das steht wohl auch indirekt wenigstens in Zusammenhang mit der „new philology" oder aber eben parallel zu ihr entstandenen Überlegungen. Geradezu absurd mutet es aber an, wenn dabei Werke entstehen, die methodisch spannend sind und von der beeindruckenden Belesenheit ihrer Verfasser nachhaltig Zeugnis ablegen, in denen dann aber so gut wie ausnahmslos alle Zitate aus historisch-kritischen Ausgaben stammen, ohne daß diese Tatsache auch nur irgendwann einmal reflektiert würde. – Zum anderen gibt es zwar mittlerweile durchaus einen gewissen Konsens in der mediävistischen scientific community über die „Andersheit" des mittelalterlichen Textes; in der konkreten Editionspraxis bleiben diese Erkenntnisse jedoch immer noch ausgespart.[48] Nach wie vor gibt es offenbar keinen Konsens darüber, daß die vorhandenen Mittel der elektronischen Datenverarbeitung unbedingt bis zum jüngsten technisch vorhandenen Niveau ausgeschöpft und parallel zur Buchproduktion bereitgestellt werden müssen und keinen Bonus für diejenigen Editorinnen und Editoren, die sich diesem Anspruch stellen. Ganz zu schweigen davon, daß auch in den achtziger Jahren unseres (!) Jahrhunderts große Editionen zu mittelalterlichen Autoren erschienen sind, in denen ein guter Teil der unter diesem Autor überlieferten Texte nicht (!) aufscheint, da es sich nach Meinung des Herausgebers um „unechte" Texte handelt.

Wenn Karl Stackmann am Ende seiner Auseinandersetzung mit den Vertretern der „New Philology" zu der Ansicht gelangt, daß, „von einigen extremen Positio-

[46] Vgl. Eva-Maria Jacobs, Dagmar Knorr, Sylvie Molitor-Lübbert u. a. (Hgg.): Wiss. Textproduktion: mit und ohne Computer, Frankfurt/Main etc.: 1995.

[47] Nach Peter Handler: Stilistik auf dem Daten-Highway, in: Jacobs u. a. [Anm. 46], S. 136 ff.

[48] Dies betrifft z. B. gerade den empfindlichen Bereich der Gutachterbeurteilung durch die DFG oder den österreichischen FWF (daß große Editionsprojekte besonders von deren Förderung abhängig sind, muß nicht erwähnt werden). Wer versucht, z. B. in Form von Mehrfach-Synopse die Offenheit mittelalterlicher Texte und ihrer Überlieferung zu dokumentieren, wird in schöner Regelmäßigkeit mit Gutachtensauszügen konfrontiert, in denen der Vorwurf, dies komme einem Mangel an editorischer Verantwortlichkeit gleich, noch das geringste Übel darstellt. Tatsächlich scheinen viele Gutachter immer noch zu wissen, welcher Text der „richtige" und natürlich auch, was „richtiges" Mittelhochdeutsch sei, wie also deshalb sprachlich normalisiert werden müsse.

nen und Postulaten abgesehen", ihre Anliegen „vom Standpunkt der Älteren Germanistik aus ohne weiteres als förderlich aufgenommen werden (können)"[49], so wird man ihm darin durchaus folgen können. Daß er freilich im gleichen Atemzug am althergebrachten und für die mediävistische Editionsgeschichte so folgenschweren Begriff des (Handschriften-, Schreiber-)Fehlers festhält (ebd. S. 420: „Keinen Streit sollte es darüber geben, daß da, wo eine Handschrift Unverständliches überliefert, von ‚Fehlern' gesprochen werden darf") zeigt zugleich, daß die Diskrepanz bei aller versuchten Vereingemeindung der „neuen" alten Positionen größer ist als wahrgenommen.

Eine Bemerkung möchte ich mir abschließend noch erlauben: Wenn ich im vorangehenden versucht habe zu zeigen, daß viele der Positionen, die die „new philology" ins Bewußtsein der Mediävistik gehoben hat, keineswegs so neu sind, wie es den Anschein haben mag, war es nicht so sehr mein Anliegen, einmal mehr zu demonstrieren, daß es auch unter der philologischen Sonne nichts Neues geben könne. Ich verstehe dies vielmehr als Nachtrag und Beitrag im Sinne eines interdisziplinären Gesprächs, wobei jede Einzeldisziplin kritisch zu prüfen hat, welche Leistungen in der Geschichte ihrer Diskurse bewahrt blieben oder aber verloren gegangen sind, und sich wohl auch Rechenschaft über die Gründe dafür zu geben hat. Zugleich will ich auch kein Hehl draus machen, daß mich viele Aspekte in der Auseinandersetzung mit der new philology ebenso fasziniert wie andere erschreckt haben: Auf der positiven Seite verbuche ich die gesuchte, vielleicht im Einzelfall überzogene Auseinandersetzung mit neueren methodischen Ansätzen wie mit der veränderten Medienlandschaft des ausgehenden 20. Jahrhunderts. Während das erstere vielleicht weniger spektakulär und plakativ für mein eigenes Empfinden seit den siebziger Jahren ein dezidiertes (und nachweisbares!) Anliegen wenigstens weiter Teile der deutschsprachigen Mediävistik gewesen ist, wenn auch vielleicht weniger in den Bereichen, die als mediävistischer „mainstream" an die Oberfläche der Wahrnehmung des Gesamtfaches gelangt sein mögen, ergeben sich für den zweiten Bereich, der Auseinandersetzung mit den Veränderungen der Phänomene Schriftlichkeit und Mündlichkeit, Autor, Text und Überlieferung überaus spannende Momente: in den Unvergleichbarkeiten, aber eben auch in den Vergleichbarkeiten, die ich – anders als Stackmann – nicht als Anachronismus zu interpretieren vermag. – Mit einem gewissen Unbehagen erfüllt mich hingegen die Beobachtung, daß gerade jene, die sehr vollmundig der Interdisziplinarität und der methodischen Innovation das Wort reden, zum einen es doch wohl als eher überflüssig erachten, dieses interdisziplinäre Gespräch tatsächlich zu suchen und zum anderen damit auch der Gefahr entgehen, die eigenen Ideen dann als nicht mehr ganz so „neu" und „einzigartig" zur Kenntnis nehmen zu müssen, nichtsdestoweniger jedoch innerhalb des „Geschäftes" mit der Wissenschaft den Zwang zur „innovativen Selbstdarstellung" mit eben diesem Verfahren einmal mehr er-

[49] Stackmann [Anm. 15], S. 422.

höhen. – Mit dieser Beobachtung geht eine zweite Hand in Hand: Wie die Fachkolleginnen und -kollegen der „Neuen Philologen" mehrfach aufgezeigt haben, weisen deren Publikationen in Hinblick auf das philologische Handwerkszeug doch sehr gravierende Mängel auf: das betrifft neben dem mangelnden korrekten Umgang mit den wissenschaftlichen Leistungen anderer vor allem so grundlegende Fragen wie das Textverständnis bzw. schlicht gesagt: Übersetzungen mittelalterlicher Texte, die massive Verständnisprobleme zeigen oder einfach falsch sind.[50]

Dies mag einmal mehr eine Entwicklung demonstrieren, die Joachim Bumke immer wieder beklagt hat: daß es nämlich immer deutlicher zu einer Auseinanderentwicklung komme von „Literaturtheoretikern" einerseits und „philologischen Handwerkern" andererseits. – Ich sehe jedoch darüber hinaus noch ein weiteres, bislang so gut wie nicht diskutiertes Problem auf uns zukommen: den sog. akademischen Unterricht. Nimmt man die Forderungen der new philology ernst, müßten wir schleunigst davon abkommen, Literatur und Kultur des Mittelalters in historisch-kritischen, emendierten, konjizierten und sprachlich fast ausnahmslos auf ein in der tatsächlichen Überlieferung kaum nachweisbares „Mittelhochdeutsch" getrimmten Ausgaben zu vermitteln. Tatsächlich tun wir dies aber nicht nur, sondern viel schlimmer: wir können aufgrund der veränderten Wissensvoraussetzungen, aber auch der minimierten Regelstundenanzahl, die anderes nicht vorsieht, weitgehend schon nur noch mit den Übersetzungen dieser Rekonstruktionsausgaben arbeiten. Daß die gegenwärtige bildungs- und hochschulpolitische Entwicklung dies noch zusätzlich forcieren wird, brauche ich wohl nicht zu sagen. Das heißt aber, daß wir fachintern immer mehr zu Differenzierungen schon im Bereich der Texte selbst kommen müssen, daß wir diese Differenzierungen aber eigentlich kaum noch werden vermitteln können. Und: Bereits für uns selbst wird sich die Frage stellen, wie die Forderungen, die das Programm der „new philology" mit sich bringt, auch im engsten Kreis des Faches selbst zu bewältigen sein werden. Das heißt im Grunde ja nichts anderes, als daß es eigentlich schon zum jetzigen (!) Zeitpunkt nicht mehr möglich ist, z. B. über DEN Tristan oder DAS Nibelungenlied zu reden. Wir müssen deklarieren, welche der verschiedenen Fassungen zur Diskussion stehen, und wir werden für jeden Text die einzelnen Quellen und deren jeweilige „Geschichte(n)" präsent haben müssen. Zweifelsohne werden uns (zukünftige und z. T. schon entstehende) Datenbanken helfen, dieses Wissen abzurufen. Wie wir aber uns selbst dazu in die Lage versetzen sollen, diese Fülle an Wissen zu verwalten, kreativ mit ihr zu arbeiten, ohne uns selbst auf den Status wissenschaftsproduzierender Maschinen zu reduzieren: diese Frage scheint mir auch die „neue Philologie" geflissentlich auszusparen.

[50] Vgl. Barbara N. Sargent-Baur, Philology Through the Looking-Class, in: K. Busby [Anm. 25], S. 97–118.